

XXV

studia  
germanica  
posnaniensia

UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU



T. 25. 1999.

cd. 42804411

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

HORIZON

cz. 82054,

# STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA

## XXV

Herausgegeben von

ANDRZEJ BZDEGA, STEFAN H. KASZYŃSKI, HUBERT ORLOWSKI

**Epische Grossformen. Tradiertes und modernes Erzählen.**

**Beiträge einer polnisch-deutschen Vortragsreihe im Institut für Germanische  
Philologie der Adam-Mickiewicz-Universität  
Poznań Dezember 1998**

**Redaktion: Roman Dziergwa**



POZNAŃ 1999

Projekt okładki: Ewa Wąsowska

*Wydanie publikacji dofinansowane przez Komitet Badań Naukowych*

© Wydawnictwo Naukowe UAM, Poznań 1999



Redaktor techniczny: Dorota Borowiak

ISBN 83-232-0982-0

ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIWERSYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

Wydanie I. Nakład 530 egz. Ark. wyd. 9,75. Ark. druk. 7,25

Papier offset. kl. III, 80 g. 70×100. Podpisano do druku w październiku 1999 r.

WYKONANO W ZAKŁADZIE GRAFICZNYM UAM, POZNAŃ, UL. WIENIAWSKIEGO 1

Bibl. UAM  
W

## INHALT

Zur Geschichte und zum wissenschaftlichen Ertrag der bi- und multilateralen Konferenzen des Instituts für Germanische Philologie der Posener Universität (Roman Dziergwa) ...	3
Werner Röcke: Der groteske Krieg. Die Mechanik der Gewalt in Heinrich Wittenwilers <i>Ring</i> .....	13
Albert Meier: „Tolerante Missachtung der Mehrheit“. Botho Strauß' Roman <i>Der junge Mann</i> als Erzählen gegen die Entropie .....	29
Hubert Orłowski: Geschichtsphilosophische Parabel versus Epochenroman? Zu Thomas Manns <i>Doktor Faustus</i> .....	39
Hubertus Fischer: Alter und neuer <i>Parzival</i> : Wolfram von Eschenbach und Adolf Muschg .....	59
Roman Dziergwa: Polen und das deutsche Sachbuch der Zwischenkriegszeit. Zu einigen Aspekten der Polenbücher von Friedrich Sieburg, Elga Kern und Heinrich Koitz .....	69
Jerzy Kalaźny: Dichter auf der Reise durch Land und Geschichte. Einige Bemerkungen zu Fontanes <i>Wanderungen durch das Land Brandenburg</i> und <i>Wanderungen durch Frankreich</i> .....	81
Maria Wojtczak: „ <i>Wer ein Liebhaber fein geistiger Poesien ist, der lege dieses realistische Buch ungelesen aus der Hand</i> “ (H. Hilde-Brand über seine Novellen aus dem Posener Lande). Zur Erzählsituation in der Ostmarkenprosa .....	93
Izabela Sellmer: Die Tagebücher von Thomas Mann als eine (epische?) Grossform .....	101



HUBERT ORLOWSKI

### GESCHICHTSPHILOSOPHISCHE PARABEL VERSUS EPOCHENROMAN? ZU THOMAS MANN'S *DOKTOR FAUSTUS*

Am 3. Oktober 1990 ließ man Kurt Masur die „Neunte“ dirigieren. Menschliche Stimmen sollten in dieser 'Sternstunde Deutschlands' menschliche Emotionen artikulieren: „Freude, schöner Götterfunken“ und „Alle Menschen werden Brüder“ sollte gesungen werden. Auf diese Weise, auch auf diese Weise, feierte man Deutschlands Vereinigung. Auf der Ebene politischer Symbolhandlungen war das ohne Zweifel der Höhepunkt nationaler Stimmungen des auslaufenden Jahres 1990.

Ein jeder aufmerksame Beobachter des tradiert-vorherrschenden „Doktor Faustus“-Diskurses sieht sich gezwungen, in diesem Zusammenhang folgende Schlüsselfrage zu stellen: War die genannte Berliner Aufführung die symbolische „Zurücknahme“ der „Zurücknahme“? Adrian Leverkühns Symphonische Kantate „Dr. Fausti Weheklag“, dieses ungeheuere „Variationenwerk der Klage, als solches negativ verwandt dem Finale der 'Neunten Symphonie' mit seinen Variationen des Jubels"<sup>1</sup>, klingt nämlich „rein orchestral“ aus. Der Erzähler Serenus Zeitblom kommentiert Leverkühns künstlerisches Konzept sinnstiftend. Dieser Kommentar übt auf die gesamte Thomas Mann-Forschung bis auf den heutigen Tag eine seltsam bindende Macht aus. Erinnerung sei an den Kern des Kommentars: „ein symphonischer Adagiosatz, in welchen der nach dem Höllengalopp mächtig einsetzende Klage-Chor allmählich übergeht, es ist gleichsam der umgekehrte Weg des 'Liedes an die Freude', das kongeniale Negativ jenes Überganges der Symphonie in den Vokal-Jubel, es ist die Zurücknahme“ (S. 655). Die Veranstalter der symbolischen Schau am 3. Oktober werden kaum an den Faustusroman gedacht haben, als sie Beethovens

---

<sup>1</sup> Thomas Mann: *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde* (Gesammelte Werke in Einzelbänden. Frankfurter Ausgabe), Frankfurt/Main 1980, S. 651. Weitere Zitationen aus dem Roman erfolgen unmittelbar im Haupttext.

Neunter Symphonie eine derartige Schlüsselfunktion zugeordnet. Die aufmerksamen Leser des Romans hingegen müßte der symbolhafte Akt zu Berlin aufhorchen lassen. Das setzt allerdings eines voraus: die Kenntnisnahme der Hypothese, daß Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* vordergründig als ein Werk mit geschichtsphilosophischem Ehrgeiz verstanden worden ist.

Schon vor vielen Jahren lag es mir daran zu beweisen, daß – sowohl in der frühen ‘nichtakademischen Rezeption’ des *Doktor Faustus* (1947-1950), als auch in den späteren, den Hegemonialdiskurs stimulierenden Untersuchungen à la Käte Hamburger oder Michael Mann – die Gleichnishaftigkeit, die sich im fatalistischen Konsens zwischen Leverkühns Individualbiographie und Deutschlands Geschichte äußerte<sup>2</sup>, für die Interpretation des Romans von schwerwiegenden Folgen gewesen (und geblieben) ist. Ich hoffe schon damals ausreichende Argumente vorgelegt zu haben, daß eine unvoreingenommene Analyse der besonderen Erzählstruktur des *Doktor Faustus* die im Roman tatsächlich präsentierte Korrespondenz der Schicksale Adrian Leverkühns und Deutschlands – die „Prädestination des Dämonischen“ also –, grundsätzlich als eine Frage des mentalen Erkenntnishorizontes des Erzählers Zeitblom selbst zu begreifen ist. Selbst die einmalige Polemik Stanislaw Lems mit Thomas Manns Konzeptualisierung des Nationalsozialismus treffen nicht ins Schwarze. Lem setzte sich philosophisch mit Manns Vorstellungen von den Herrschaftsmechanismen des Dritten Reiches über das Konzept von der Banalität des Bösen sowie über die Problematisierung des Zufalls als Gegenentwurf zum Teufelsvertrag auseinander. Dem großen Krakauer Autor ist bis auf eines in allem zuzustimmen: in einer streng textbezogenen Interpretation trifft die Kritik des ‘Teufelspaktes’ nicht die Grundidee des Romans, sondern die Vorstellungen des Hagiographen Serenus Zeitblom vom Lauf der (deutschen) Geschichte.

Ermuntert durch einige Stimmen aus der jüngsten Thomas-Mann-Forschung möchte ich nun diesen Fragen in Gestalt eines innovativen Rückblicks denn einer Neuinterpretation nachgehen. So monierte vor einigen Jahren Dietrich Aßmann: „Wie stark nun Zeitbloms Biographie seines genialen Freundes von den Konventionen der Hagiographie geprägt ist, hat wohl als erster der polnische Germanist Hubert Orłowski dargestellt und belegt. Unabhängig davon, wie zutreffend die hagiographische Tradition gesehen wird, sind die Textbelege – auch durch ihre Zahl – sehr aufschlußreich. Seine [...] Arbeit ist in der Thomas Mann-Forschung nicht genügend diskutiert worden“<sup>3</sup>. Aßmann griff somit Hermann Kurzkes früheren Hinweis auf, man sollte „künftig eine solche [d.i. die von mir

<sup>2</sup> Vgl. Hubert Orłowski: Die größere Kontroverse. Zur deutschen ‘nichtakademischen’ Rezeption des „Doktor Faustus“ von Thomas Mann (1947-1950). In: *Erzählung und Erzählforschung im 20. Jahrhundert*, hg. von Rolf Klopfer und Gisela Janetzke-Dillner, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1981, S. 245 ff..

<sup>3</sup> Dietrich Aßmann: „Herzpoehendes Mitteilungsbedürfnis und tiefe Scheu vor dem Unzukömmlichen“. Thomas Manns Erzähler im „Doktor Faustus“. In: Hefte der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft, H. 6/7, August 1987, S. 89.



erarbeitete] hagiographische Struktur unter die anderen strukturellen Anleihen des Romans einreihen“<sup>4</sup>. Eine verwandte Meinung vertrat jüngst John F. Fetzer, als er in seiner sorgfältig recherchierten Monographie über den Rezeptionswandel des Faustusromans die mangelhaft aufgearbeitete Option für Leverkühns (Anti-) Heiligenlegende bedauerte<sup>5</sup>. Hans Hilgers Kritik an meiner (verbal wohl überspitzt artikulierten) ‘Beschuldigung’ des geistig-ideologischen Habitus’ der Romanfigur Serenus Zeitblom (des ‘Inneren Emigranten’, des ‘Besserwissers’ usw.)<sup>6</sup>, trifft kaum den Kernbereich meiner hagiographischen Konzeptualisierung, wie er von Manfred Frank dank seinem Hinweis auf die „offenkundigen Homologien, die zwischen der Weltansicht Zeitbloms und Thomas Manns bestehen“<sup>7</sup>, verifiziert worden ist. Frank erinnert an Thomas Manns immer wieder zitierten Satz vom „Doktor Faustus“ als Epochenroman und vom „Geheimnis ihrer [d.h. Zeitbloms und Leverkühns] Identität“, um dann zu folgern: „Man kann die Formulierung vom Geruch der werkästhetischen Geheimniskrämerei befreien, indem man, wie es Orłowski Vorbildlich begonnen hat, neben der Erzählsituation und der Erzählhaltung das gesamte System unthematisch eingeschleuster Voraussetzungen, Kenntnisprojektionen, Mystifikationen und ideologisch-weltanschaulicher Überformungen freilegt, mit dem Zeitblom die Biographie seines ‘alter ego’ zurichtet und modelliert.“<sup>8</sup> Thomas Mann scheint sich hin und wieder der problematischen Parallelität der Schicksale Leverkühns und Deutschlands bewußt gewesen zu sein. So schreibt er u.a. im Dezember 1947 in sein Tagebuch: „Das deutsche Schicksal wächst durch die Mißbilligung des seinen [Leverkühns]. Ich weiß: der Leser ist verwirrt und aufgeregt, weil es zugleich das offenste und das verschlossenste der Bücher ist. Gebrochenheit auch des Humanismus.“<sup>9</sup>

Es war und ist keineswegs unproduktiv die Frage zu stellen, warum eine Phalanx von Intellektuellen der Zwickmühle der geschichtsphilosophischen Parabelhaftigkeit nicht entkommen konnte, warum in der Situation eines traumatischen Schocks nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches derjenigen Lesart des Romans der Vorrang gegeben worden ist, laut welcher Adrian Leverkühns Höllenfahrt als parallel zum Untergang des ‘bösen’ Deutschland zu verstehen ist. Die Aufzählung der Namen von Intellektuellen, die in den ersten Jahren nach dem Erscheinen des Romans, bevor noch die intellektuelle ‘Szene’ der Bundesrepublik

<sup>4</sup> Hermann Kurzke: *Thomas-Mann-Forschung 1969-1976. Ein kritischer Bericht*. Frankfurt/M. 1972, S. 247.

<sup>5</sup> Vgl. John F. Fetzer: *Changing perceptions of Thomas Mann's Doctor Faustus: criticism 1947-1992*, Columbia 1995, S. 43, 87

<sup>6</sup> Vgl. Hans Hilgers: *Serenus Zeitblom. Der Erzähler als Romanfigur in Thomas Manns Doktor Faustus*, Frankfurt/M. Berlin Bern 1995, S.9, 143, 145.

<sup>7</sup> Manfred Frank: „Kaum das Urthema wechselnd“. Die alte und die neue Mythologie im „Doktor Faustus“. In: Fügen. Deutsch-Französisches Jahrbuch für Text-Analytik. Bd. 1, hg. von Manfred Frank, Friedrich A. Kittler und Samuel Weber, Freiburg i. Breisgau 1980, S. 13.

<sup>8</sup> Ebd., S. 14.

<sup>9</sup> Thomas Mann: *Tagebücher 28.5.1946-31.12.1948*, hg. von Inge Jens, Frankfurt/M. 1989, S. 191.

Deutschland dem Alltagsbewußtsein der ihr Wirtschaftswunder realisierenden Deutschen weichen mußte, der beunruhigenden Frage nachgingen, inwiefern die als prädestiniert – also ohne freie Willensentscheidung des Subjekts selbst – geprägte Biographie des deutschen Tonsetzers mit einer ähnlich fatalistisch vorgeprägten Geschichte Deutschlands in eine sinnstiftende Nähe zu bringen ist, würde einer Vorzeige-Parade von Namen herausragender Schriftsteller, Publizisten und Gelehrten gleichen.<sup>10</sup>

Auch Thomas Manns Selbstkommentare haben einen kaum zu überschätzenden Anteil am Aufkommen dieser Parallelität und an derer Erfolgsgeschichte. Immer wieder, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität, hat der Verfasser selbst solch einer Lesart Vorschub geleistet. Die Vorstellung, seine deutschen Leser könnten in ihm „einen Deserteur vom Deutschtum [...] sehen“<sup>11</sup> (so im Brief an Max Rychner, 26.10.1947 und in einigen weiteren Briefen), war ihm wohl ein Trauma. Nicht nur im „Roman eines Romans“ und in dem Schlüssel-Essay „Deutschland und die Deutschen“ geht er darauf insistierend ein, sondern auch in Dutzenden von Briefen sowie in seinen „Tagebüchern“. Selbst bei Berücksichtigung von Thomas Manns zeitökonomischem Denk- und Schreibvorgehen darf man seine Selbstinterpretationen keineswegs beiseite legen. Einige Belege aus der Arbeit am Roman als auch aus einer gewissen Distanz sollen auch hier stellvertretend für viele andere stehen. So heißt es im Brief an Siegfried Marck (28.1.1944): Der Roman „handelt, obgleich ein individuelles Schicksal, in der Tiefe beständig vom deutschen Los“<sup>12</sup>. Im Essay „Deutschland und die Deutschen“ liest man wiederum an entscheidender Stelle: „Ein einsamer Denker und Forscher [...], der aus Verlangen nach Weltgenuß und Weltherrschaft seine Seele dem Teufel verschreibt, – ist es nicht ganz der rechte Augenblick, Deutschland in diesem Bilde zu sehen, heute, wo Deutschland buchstäblich der Teufel holt?“<sup>13</sup> Im Brief an die Übersetzerin Ida Herz (2.9.1946) benennt Mann den Roman als „ein recht fürchterliches Symbol der deutschen Einsamkeit“<sup>14</sup>. Nach dem Erscheinen des Werkes, im Brief an Margot Klausner (8.1.1948), bezeichnet er Leverkühn „eine Symbol-Gestalt“: „Natürlich sind die symbolischen Beziehungen zwischen seinem persönlichen Schicksal und demjenigen Deutschlands stark herausgearbeitet.“<sup>15</sup>

Hin und wieder dürfte jedoch Thomas Mann vom Zweifel geplagt gewesen sein, ob er denn doch nicht allzu gewagt allegorisiert habe. Und so übt er im Brief an den Schweizer Publizisten Kuno Fiedler (5.2.1948) Verteidigung in eigener Sache: „Das Sündendasein und das vom Teufel Geholt werden ist in Parallele gestellt zum deutschen Rausch und zum deutschen Kollaps, und das ist es, was Sie ärgert und

<sup>10</sup> Vgl. Hubert Orlowski: Die größere Kontroverse.... S. 246 f.

<sup>11</sup> Thomas Mann: *Selbstkommentare: 'Doktor Faustus' und 'Die Entstehung des Doktor Faustus'*, hg. von Hans Wysling, Frankfurt/Main 1992, S. 123.

<sup>12</sup> Ebd., S. 21.

<sup>13</sup> Ebd., S. 47.

<sup>14</sup> Ebd., S. 84.

<sup>15</sup> Ebd., S. 147.

womit ich mir wahrscheinlich unwillkommene Freunde mache. Es läuft auf die gefährliche Creation eines neuen deutschen Mythos hinaus. Ich habe es nicht gewollt und habe es doch wohl wollen müssen.“<sup>16</sup> Auch vor dem späteren Politologen Iring Fetscher (15.7.1948) meint Thomas Mann sich rechtfertigen zu müssen: „Das Buch ist leicht mißzuverstehen, indem man ihm entweder die Absicht unterschiebt, einen neuen deutschen Mythos aufzuziehen und den Deutschen mit ihrer ‘Dämonie’ zu schmeicheln oder sie in ihrer Geschlagenheit als Teufelsvolk zu beschimpfen.“<sup>17</sup> Einen verwandten Ton schlägt Mann im Brief an André von Gronicka (20.11.1948) an: „Die ‘deutsche’ Allegorie wird oft überbetont. Adrian ist weit mehr ‘ein Held unserer Zeit’, ein Mensch, der das Leid der Epoche trägt, als der Repräsentant Deutschlands.“<sup>18</sup> In abgewandelter Gestalt geht Mann darauf im Brief an Albert Oppenheimer (12.2.1949) ein: Mit Leverkühns „Sündenfall“ ist auch – gewissermaßen – auf der politischen Ebene des Buches auf die faschistische Intoxikation der Völker angespielt: Ich sage der Völker im allgemeinen, weil ich ungern und halb zugestandenermaßen Leverkühn als eine Allegorie für Deutschland im besonderen aufgefaßt sehe.“<sup>19</sup> Zu recht betont Inge Jens in der Einleitung zur Ausgabe der Tagebücher 1946-1948: „Nie vorher und nie hinterher hat Thomas Mann den Wert eines Buchs so sehr von der Rezeption abhängig gemacht wie im Fall des *Doktor Faustus*.“<sup>20</sup> Imponierend ist die Zahl der Eintragungen in den Tagebücher-Registern unter dem Schlagwort „Besprechungen“.

Es ist faszinierend zu beobachten, wie der Erwartungshorizont der deutschen Leserschaft in diesem „Roman-Monstrum“<sup>21</sup> das zu erblicken versuchte, was es sehnsüchtig herbeiwünschte und erwartete: eine klärende Deutung zeitgeschichtlicher Verwirrungen. Und so ist also diese frühe Rezeption als eine zeitbezogene, von einem spezifischen Erwartungshorizont bedingte zu bestimmen. Allgegenwärtig herrscht in fast allen kritischen Texten das Theorem von der politischen Parabelhaftigkeit des Romans. Unter den ca. dreihundert in Betracht kommenden Stellungnahmen ist keine einzige zu finden, welche die These vertreten würde, daß der Faustusroman als politische Parabel nicht in Frage kommt. Es fehlt allerdings nicht an Glossierungen, die auf diese interpretatorische Möglichkeit überhaupt nicht eingehen oder auch an solchen, die die Legitimität der politischen Parabolik bzw. Symbolik des *Doktor Faustus* in Frage stellen. Diese Feststellung widerspricht jedoch keineswegs der These, daß in allen betreffenden Quellen der Status solch einer politischen Symbolik als selbstverständlich vorausgesetzt wird!

Helmut Koopmanns Folgerung, daß der Faustusroman „von Deutungen

<sup>16</sup> Ebd., S. 162.

<sup>17</sup> Ebd., S. 213.

<sup>18</sup> Ebd., S. 243. Ähnlich auch im Brief an Hans Harder Biermann-Rathen (21.11.1948).

<sup>19</sup> Ebd., S. 268.

<sup>20</sup> Thomas Mann: *Tagebücher 28.5.1946-31.12.1948*, S. VI.

<sup>21</sup> So Thomas Mann im Brief an Karl Kerényi vom 1.1.1947 und in einigen anderen Briefen. Vgl. Thomas Mann: Selbstkommentare, S. 98.

geradezu überschwemmt<sup>22</sup> wird, ist unbedingt zuzustimmen. Dennoch kann auf eine klärend-hierarchisierende Ordnung der Deutungen, auf eine Annäherung an die letztliche noetisch-postulative Aussage des Romans nicht verzichtet werden, zumindest was grundsätzliche Deutungsraster anbetrifft. Der Roman kann zwar auch als eine „Kombination von Künstlerroman, historischem Roman und Zeitroman“<sup>23</sup>, als ein Werk über die Sackgassensituation der modernen Kunst und so manches mehr geortet werden. Das ändert allerdings wenig an der Tatsache selbst, daß sich eben ‚dank‘ der Erzählhaltung von Zeitblom<sup>24</sup> – und es ist ja (um daran wiederholt zu erinnern) die Ich-Erzählsituation, die alle relevanten Erzählebenen und -sequenzen maßgebend bestimmt – der Roman an der Struktur der geschichtsphilosophischen Parabel orientieren läßt. „Serenus Zeitblom agiert im Roman als Ich-Erzähler, partiellweise mit auktorialer Kompetenz.“<sup>25</sup> Der im Rahmen der Poetik der Ich-Erzählsituation ‚unberechtigte‘ narrative Einsatz des Erzählers Zeitblom sowie deren ganz besondere hagiographische Charakter seiner Erzählhaltung liefern feste Prämissen, die diese Hypothese erhärten lassen.<sup>26</sup> In solch einem Rahmen läßt sich der teleologische Sinn des ‚Auftritts‘ eines Erzählers besonders überzeugend erklären, der bestimmten mythischen Vorstellungen von der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands nachsinnt.

Auf den ersten Blick erweist sich die Erzählsituation als eine überschaubare und eindeutige, nämlich als eine Ich-Erzählsituation. Das müßte also heißen, daß beide Bereiche, nämlich des Erzählvorganges und des erzählten Vorganges, dem Status nach identisch sind. Der Erzähler, zugleich ein agierender Held, gehört zur Ebene der dargestellten Wirklichkeit. Dadurch werden bestimmte Illusionsansprüche des Lesers geweckt. Unterschiedlich ist nämlich das „Vertrauen“ des Lesers einem auktorialen Erzähler gegenüber, anders als dem der dargestellten Wirklichkeit angehörenden ‚Medium‘. Das vom Ich-Erzähler Mitgeteilte ‚muß‘ im Rahmen dieser narrativen Konvention relativiert, also verifiziert bzw. falsifiziert werden. Dank dem ‚gebrochenen‘ Erzählmedium können zusätzliche Inhalte erzählerisch vermittelt werden. Das ‚Wie‘ der gestalteten Welt im Bewußtsein des Ich-Erzählers wird zum

<sup>22</sup> Helmut Koopmann: Doktor Faustus. In: Thomas-Mann-Handbuch, hg. von Helmut Koopmann, Stuttgart 1990, S. 493.

<sup>23</sup> Paul Gerhard Klussmann: Thomas Manns „Doktor Faustus“ als Zeitroman. In: Thomas-Mann-Symposium Bochum 1975, hg. von Paul Gerhard Klussmann, Jörg-Ulrich Fechner, Kastellaun 1978, S. 97.

<sup>24</sup> Selbst Margrit Henning muß zugeben, daß „Zeitbloms Subjektivität [...] die Grundlage für Leverkühns Biographie“ bildet. – Margrit Henning: Die Ich-Form und ihre Funktion in Thomas Manns „Doktor Faustus“ und in der deutschen Literatur der Gegenwart, Tübingen 1966, S. 72.

<sup>25</sup> Paul Gerhard Klussmann: Thomas Manns „Doktor Faustus“ als Zeitroman, S. 86.

<sup>26</sup> Auf die rhetorischen Mittel des Erzählers Zeitblom verweist Margrit Henning. Vgl. Margrit Henning: *Die Ich-Form und ihre Funktion in Thomas Manns „Doktor Faustus“*, Tübingen 1966 (vgl. Abschnitt „Der Leser als integrales Element des Romans“). Ilse Metzler verwies meines Wissens als erste auf den Bescheidenheitstyp, ohne jedoch daraus irgendwelche interpretatorische Konsequenzen zu ziehen. Vgl. Ilse Metzler: *Dämonie und Humanismus. Funktion und Bedeutung der Zeitblomgestalt*, Essen 1960 (Diss.).

zentralen Problem eines bestimmten Werkes. Und dieses 'Wie' birgt zugleich in sich die kognitiven Schlüsselverallgemeinerungen des Textes.

Der Erzähler Serenus Zeitblom ist sehr bemüht, in der Rolle eines erzählenden Ichs als ein besonders glaubens- und vertrauenswürdiger Vermittler zu erscheinen. Insbesondere die Lektüre der 'nichtakademischen' Mann-Forschung überzeugt, daß es dem Altphilologen 'gelingen' ist, solch ein Bild von sich selbst zu liefern. Die Gründe für diese Irreführung liegen in Zeitbloms erzählerisch kongenial geprägtem Selbstbild, insbesondere in seinem umfangreichen Repertoire von rhetorisch-erzählerischen 'Kniffen'. „Dieses erzählende Ich namens Serenus Zeitblom schreibt sich erst zu dem, was es ist.“<sup>27</sup> Ostentativ und nicht ohne Koketterie befließigt sich Zeitblom in seiner Selbstdarstellung als Erzähler. Stellvertretend sei an zwei Stellen erinnert: „Dies alles sage ich, um den Leser daran zu erinnern, unter welchen zeitgeschichtlichen Umständen die Niederschrift von Leverkühns Lebensgeschichte vonstatten geht“ (S. 233); „Während ich treulich Tag für Tag, in stiller Dauererregung meiner biographischen Aufgabe gerecht zu werden suchte“ (S. 451).

Beachtlich ist Zeitbloms leitmotivisch sich wiederholende Suggestion, er gehe als Biograph subjektiv äußerst aufrichtig und korrekt vor. Die konsequente Sich-Vergegenwärtigung erinnert zwar den Leser daran, daß er es einerseits mit einem menschlich irrenden Menschen zu tun habe, andererseits zugleich jedoch mit einem solchen, der es mit der Wiedergabe des Biographie seines verstorbenen Freundes subjektiv ehrlich meint. Eine weitere erzählerische Raffinesse beruht auf der oft praktizierten Berufung auf 'authentische' Dokumente oder weitere Informationsquellen. Stellvertretend seien einige Belege erwähnt. Über Leverkühns Gespräch mit seinem Onkel heißt es: „Wörtlich gab Adrian mir dies Gespräch auf dem Schulhofe wieder.“ (S. 68) Und: Zum Inhalt des Briefes von Leverkühn an Kretzschmar: „Meine Ausführungen sind nahezu wörtlich, wo sie es nicht ganz sind. Ich kann mich auf mein Gedächtnis recht wohl verlassen und habe außerdem mehreres gleich nach der Lesung des Konzeptes für mich auf Papier gebracht“ (S. 178).

Die Erzählsituation im *Doktor Faustus* gleicht der einer mittelalterlichen Hagiographie. Akzeptiert man diese Hypothese, so gewinnen viele bisher wegen Zeitbloms narrativer (In-)Kompetenz formulierten Zweifel deutlichere Konturen. Mit anderen Worten: Leverkühns Geschichte wird im Schatten einer Heiligenlegende, präziser formuliert: einer Anti-Heiligenlegende erzählt. Nicht die Erlösung, sondern die Verdammnis steht im Mittelpunkt.

In drei narrativen Bereichen macht sich die hagiographische Literarizität des Romans offensiv breit:

- in dem der rhetorischen Mittel, der loci communes;
- in dem der spezifisch schematisierten Handlung;

<sup>27</sup> Konrad Gaier: *Figur und Rolle des Erzählers im Spätwerk Thomas Manns*. Freiburg i. Breisgau 1966, S. 15.

- in dem der erzählerischen Haltung des 'Hagiographen' Zeitblom selbst.

Zu relevanten rhetorischen Mitteln der Heiligenlegende gehören: der Topos der „affektierten Bescheidenheit“ (captatio benevolentiae) bzw. die Bescheidenheits- oder Demutsformel<sup>28</sup>, der Topos 'Beben vor dem bevorstehenden Stoff' und die Unfähigkeitsbeteuerung<sup>29</sup>, die Figur der Invokation, der Zwangs- bzw. Befehlstopos sowie der Topos ex pluribus pauca, also 'Weniges von Vielem'. Erwähnenswert übrigens ist, daß Toposforscher selbst in den ersten Sätzen des *Zauberberges* „ein Beispiel für die aus der Sache (a causa) entwickelte Captatio benevolentiae“<sup>30</sup> entdeckt haben!

In Parenthese: Ich würde die Kompetenzen und Referenzen dieses Diskurses überschreiten, wenn ich die pure Rhetorik solcher oder verwandter Topoi überall dort in Frage stellen würde, wo nach dem Status der christlichen Heiligen-Vita gefragt wird. Dieses Terrain überlasse ich der theologischen Reflexion, die die „causa-finalis-Behauptungen der Prologe“, die „intentionale[n] Zielsetzungen im Rahmen der geistlichen Verpflichtung zur seelsorgerischen Praxis“<sup>31</sup> ernst meint.

An einigen wenigen Belegen sei das Aufkommen dieser rhetorischen Mittel nun demonstriert:

- „Mit aller Bestimmtheit will ich versichern, daß es keineswegs aus dem Wunsche geschieht, meine Person in den Vordergrund zu schieben, wenn ich diesen Mitteilungen [...] einige Worte über mich selbst und meine Bewandnisse vorausschicke“ (S. 9)
- „nur weil ich damit rechne, daß man wünschen wird, über das wer und was des Schreibenden beiläufig unterrichtet zu sein, schicke ich diesen Eröffnungen einige wenige Notizen über mein eigenes Individuum voraus“ (S. 9)
- Hier breche ich ab, mit dem beschämenden Gefühl artistischer Verfehlungen und Unbeherrschtheit.“ (S. 11)
- „Ich bin aber ferner in Besitz von Papieren, unschätzbaren Aufzeichnungen, die der Heimgegangene mir [...] vermacht hat, und auf die ich mich bei meiner

<sup>28</sup> Dazu Curtius: „Der Redner hatte in der Einleitung die Hörer wohlwollend aufmerksam und gefügig zu stimmen. Wie macht man das? Zunächst durch bescheidenes Auftreten. Man muß diese Bescheidenheit aber selbst hervorheben. So wird sie affektiert.“ – Ernst Robert Curtius: *Europäische Literatur und lucinisches Mittelalter*, Bern 1954, S. 93. Ohne im Roman den Demutstopos zu erkennen, ist die Demuthaltung jedoch schon recht früh von dem Schweizer Publizisten Kuno Fiedler erkannt worden. Der Roman, so Fiedler, zeichne das Leben eines erdichteten Komponisten „durch die Feder eines bescheidenen, aber seinem Helden demutsvoll zugetanenen Jugendfreundes“. – F. Kauz [Kuno Fiedler]: „Doktor Faustus“ – das Buch vom deutschen Schicksal. In: *Volksstimme* St. Gallen, Nr. 35, 11.2.1948.

<sup>29</sup> Vgl. dazu E. Hagenbichler: Prädestination. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, hg. Gert Ueding, Tübingen 1992, Bd. 1, Sp. 1491 ff.

<sup>30</sup> B. Wessel: Captatio benevolentiae. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 2, Sp. 122.

<sup>31</sup> Rolf Schulmeister: *Aedificatio und Imitatio. Studien zur intentionalen Poetik der Legende und Kunslegende*. Hamburg 1971, S. 4 f.



Darstellung stützen werde, ja aus denen ich mit gebotener Auswahl einiges direkt in dieselbe einzuschalten gedenke.” (S. 12)

- „das in tiefster Demut zu verfolgende Ziel” (S. 112)
- „Ich habe diese Aufzeichnungen ja mit dem Ausdruck des Zweifels begonnen, ob ich der rechte Mann sei für meine Aufgabe.” (S. 206)
- ”Wohl zittert die Hand mir beim Schreiben, aber in stillen, gefaßten Worten werde ich sagen, was ich weiß” (S. 207)<sup>32</sup>
- „Ach, ich schreibe schlecht!” (S. 473)
- „Ich, ein schlichter deutscher Mann und Gelehrter, habe viel Deutsches geliebt, ja, mein unbedeutendes, aber der Faszination und Hingabe fähiges Leben war der Liebe [...] geweiht” (S. 605)
- „Es ist getan. Ein alter Mann [...] blickt mit schwankender Genugtuung auf den hohen Haufen belebten Papiers” (S. 673)

Unter den aufgezählten und unberücksichtigten Topoi lassen sich auch solche Formulierungen aussondern, die Zeitbloms menschliche Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit als Erzähler schmälern. Der Erzähler benennt wörtlich seine „artistischen Verfehlungen” oder auch gibt Ausdruck seiner persönlichen Befangenheit Adrian Leverkühn gegenüber. Es entspricht übrigens dem Konzept der Heiligenvita – geht es doch darum, die Sympathie der Leser zu gewinnen –, wenn derartige Topoi im einleitenden Teil des Textes plaziert sind.

Das Schema der Heiligenlegende ist von dem Legendenforscher Ludwig Zoepf auf wenige relevante Züge reduziert worden, nämlich: „Prolog: Aufforderung zur Arbeit durch den Oberen. Weigerung wegen des geringen Wissens; aber Sieg des Gehorsams. Bitte um die Protektion des Auftraggebers für das Werk oder um Korrektur oder Vernichtung, wenn es zu schlecht ausgefallen. Beteuerung der Wahrheit oder treuen Wiedergabe der Tradition. Geburt: Gedanke der Vorbestimmung; wunderbare Verkündigung des Kindes. Eltern: Vornehm und reich; auch fromm, ausgenommen die Eltern sind Heiden. Kinder-Zeit: Der Knabe oder das Mädchen ist *benae indolis*. Sie lernen spielend und mit großem Eifer. Schon im zarten Alter zeigt sich der Ernst des ‘*grandaevus*’; daher Fernhalten von Kinderspiel und Scherz. Das Kind ist schon der ‘Heilige in nuce’. Jugendzeit: Mit heranwachsendem Alter Steigerung der Frömmigkeit und asketischen Neigung [...] Bereits Auftreten der ersten Versuchungen durch den Satan.”<sup>33</sup>

Untersucht man Leverkühns Vita nach den eben aufgezählten Handlungsschematas, so lassen sich verblüffende Verwandtschaften feststellen. Leverkühns besondere Herkunft wird mehrmals hervorgehoben. Dazu ein Beispiel: „Jonathan Leverkühn war ein Mann besten deutschen Schlages, ein Typ, wie er in unseren Städten kaum noch begegnet” (S. 20) Der Topos *puer senex* bzw. *puer*

<sup>32</sup> In diesem Fall handelt es sich um eine Sonderform der Demutsformel. Nach Curtius ist sie in der „Versicherung, der Autor gehe nur ‘zitternd’, ‘angstvoll’, ‘mit Zittern und Beben’ an sein Werk.” – Ernst Robert Curtius: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, S. 93.

<sup>33</sup> Ludwig Zoepf: *Das Heiligen-Leben im 10. Jahrhundert*, Leipzig und Berlin 1908, S. 40 f.

senilis, von Curtius sogar zu den archetypischen Formen gezählt, taucht mehrmals auf. Dazu zwei Beispiele: Erwähnenswert ist, „wie früh sich in den Köpfen der Seinen und unser aller die Vorstellung festsetzte, daß Adrian ein Gelehrter werden müsse. Welche Art von Gelehrter, das stand noch lange dahin, aber der moralische Gesamthabitus schon des Knaben, seine Art sich auszudrücken, seine formale Bestimmtheit, selbst sein Blick, sein Gesichtsausdruck, ließen zum Beispiel auch meinem Vater nie einen Zweifel daran, daß dieser Sproß am Stamme Leverkühns zu 'etwas Höherem' berufen sei [...] Für die Entstehung dieser Idee war die, fast möchte man sagen: überlegene Leichtigkeit entscheidend, mit der Adrian den Elementarschulunterricht absorbierte, den er im Elternhause empfing.“ (S. 48) Auch der Spezialist Kretzschmar ist verwandter Meinung: „Er (Leverkühn) habe von Gott einen versatilen Verstand zur Gabe erhalten und von seinen kindlichen Tagen auf ohn' sonderbare Mühe alles aufgefaßt.“ (S. 176)

Zeitblom stigmatisiert Leverkühns Haltung sogar auf direkte Weise: „Ich spürte [...] einen Schicksalsabgrund zwischen dieser strebend gehobenen Jugend und seiner (Adrians) Existenz [...], dem unsichtbar Gezeichneten, der den Weg des Geistes und der Problematik nie verlassen, ihn wer weiß wohin weitergehen sollte, und dessen Blick, dessen nie ganz ins Brüderliche sich lösende Haltung, dessen Hemmungen beim Du- und Ihr- und Wir-sagen mich und wahrscheinlich auch die anderen empfinden ließ, daß auch er diesen Unterschied ahnte.“ (S. 171)

Der *Topos puer senex*, ein bewährtes Mittel aus der rhetorischen Stil-Apotheke, bestimmt die schematisierte Handlungskonstante mit, indem er sie zusätzlich erhärtet. Zeitbloms axiologische Einstellung Leverkühn gegenüber, die er übrigens vordergründig thematisiert, bedingt letztendlich dessen dämonische Prädestination. „Eigentlich – so Zeitblom – war nichts mir gut genug für ihn [...] Der Ehrgeiz, den ich für ihn hegte, war absolut, und dennoch fuhr mir ein Schrecken ins Gebein bei der [...] sehr deutlichen Einsicht, daß er seinerseits seine Wahl aus Hochmut getroffen hatte“ (S. 111). Zeitbloms Erzählperspektive zwingt der Biographie eine spezifische Koinzidenz von Zufall und negativer Heilsgeschichte auf, die letztere in Form einer dämonisch prädestinierten *Vita*. Leverkühn, der Auserwählt-Gezeichnete, das „ingenium“ (S. 49) bzw. der Heilige (S. 297), ist zu dem Leben eines modernen Einsamen, eines Eremiten verdammt. Es sei erinnert: das Haus der Schweigestills war „ein altes Klostergebäude“ (S. 40), und es war die ehemalige „Abtstube“, in welcher der Tonsetzer wirkte. Auch die für die mittelalterlichen Heiligenlegenden so relevanten Versuchungsszenen dürfen nicht fehlen. Die Handlungen von „Frau Welt“ sowie des „Weltmannes“ Saul Fitelberg liefern eindrucksvolle Beweise. Selbst das „unheimliche“ Lachen Adrian Leverkühns, schon im Knabenalter festgestellt, gehört zur Semiosphäre des Teuflischen in der Heiligenvita.

Zeitblom hat ein problematisches und zugleich ein grandioses Bild eines Künstlers erdichtet, den er immer wieder seinen Freund nannte. Der Biograph der Gegenwart, so Adolf Harnack, könnte einiges von den Legendenschreibern des Mittelalters lernen; nicht „das Kleinliche und Erbärmliche, was in jedem



Menschenleben vorhanden ist [...], sondern das Große des Menschen in seiner vollen Größe“<sup>34</sup> hat der Biograph zu übermitteln. Für Harnack wäre Zeitblom wohl ein Schulbeispiel solch einer Erzählhaltung.

Der Punctum saliens der Heiligenlegende und zugleich der springende Punkt von Zeitbloms Erzählhaltung als Biographen beruht in der Kraft des Glaubens. In der Legendenforschung unterscheidet man streng zwischen der mittelalterlichen Heiligenlegende, dem Märchen, der Sage und der allegorischen Geschichte. Zum Principium divisionis der Heiligenlegende gehört nämlich „der Glaube an die Heiligkeit des Dargestellten“; „eine wirkliche Legende ist immer getragen vom Glauben an die Heiligkeit des Helden“<sup>35</sup>. Diese Haltung zeichnet auch Zeitbloms kompensatorischem Verhalten Leverkühn gegenüber aus. Letztendlich beruht der erzählte Konsens der gesamten Geschichte ausschließlich auf Zeitbloms Vorstellung und Glauben, auf seinem Glauben an die Unabwendbarkeit des Schicksals, an die Macht des dämonischen Fatums. Einerseits schreckt er vor Leverkühns Katastrophe zurück, andererseits jedoch ist er von seinem Stigma, seiner (imaginierten) infernalischen Schöpferkraft und der Unmenschlichkeit seiner Musik gebannt.

Zeitblom lebt ein Efeu-Leben. Sein eigenes Leben nimmt an Wert und Bedeutung zu, indem Leverkühns – wie auch immer – Ruhm steigt. Dem Verhältnis war eine eigenartige P-C-Beziehung (in der Sprache der Herrschafts-Soziologie: Patron-Client-Beziehung) eigen. Thomas Mann läßt dies den Biographen Zeitblom im XXXI. Kapitel sogar wörtlich thematisieren: „Es sei noch einmal gesagt, daß ich mein eigenes Leben, ohne es gerade zu vernachlässigen, immer nur nebenbei, mit halber Aufmerksamkeit, gleichsam mit der linken Hand führte, und daß meine eigene Angelegenlichkeit, Spannung, Sorge dem Dasein des Kindheitsfreundes gewidmet war, in dessen Nähe zurückgeführt zu sein mich so froh machte“ (S. 419). Leverkühns prädestiniert angelegtes Leben ist ein ‚Produkt‘ der Projektion von Zeitblom, dem von Thomas Mann spezifisch aufgebauten Altphilologen. Zeitblom ist außerstande, die Weltläufte zu begreifen. Die Übernahme des Prädestinationsrasters der (Anti-)Heiligenlegende dagegen ermöglicht ihm die Ordnung des Weltlaufes aus einer fatalistisch vorbestimmten Optik heraus zu deuten. Und das impliziert auch: zu begreifen.

Wie heißt es doch bei Helmut de Boor? – Die Welt der Legende „ist zugleich eine ideale Welt, in der es zugeht, wie es zugehen soll, anders, als die verworrene Welt der gegenwärtigen Wirklichkeit“<sup>36</sup>. In Zeitbloms Sicht schmelzen solche Kategorien wie Schicksal, Zufall und Gnade nicht nur Leverkühns Leben, sondern auch Deutschlands Geschichte zu einem kohärenten Mythos zusammen, zu einem aus dem Prädestinationsprinzip erklärbaren, eigentlich: verstehbaren Ganzen. Ließ

<sup>34</sup> Zit. nach Ludwig Zoepf: *Die Heiligenlegende*, S. 31.

<sup>35</sup> Hellmut Rosenfeld: *Legende*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, Berlin 1959, Bd. II, S. 14 f.

<sup>36</sup> Helmut de Boor: *Die deutsche Literatur im späten Mittelalter* (Geschichte der deutschen Literatur), München 1964, Bd. III, S. 521.

Thomas Mann in dem darauffolgenden Roman *Der Erwählte* den Pelagianismus als Erzähl- und Weltsicht walten, so war es im *Doktor Faustus* der Augustianismus, den sich Zeitblom zu eigen machen durfte. Nimmt man also die Konvention des Ich-Erzählers ernst, mit deren strengen kognitiven Implikationen, so ist der Faustusroman nicht als ein Epochendokument des (im Sinne von Karl Mannheim) falschen Bewußtseins zu verstehen, sondern als ein Roman über epochenspezifisches falsches Bewußtsein.

Eine Frage müßte jedoch im Falle solch einer Lesart bejahend beantwortet werden, nämlich: Gibt es im archivierten schöpferischen Selbstverständnis Manns wenigstens einen Beleg dafür, daß der Verfasser selbst Zeitbloms Prädestinationsdenken (selbst-)kritisch problematisiert hat? – Eben nicht! Und das macht die Crux der textinternen Interpretation aus. So sehe ich mich also gezwungen, dem Kern von Manfred Franks harschem Urteil über die Romanideologie des *Doktor Faustus* zuzustimmen: „Wer von der Erzählillusion des Romans sich nicht täuschen läßt, ist sich ohnehin bewußt, daß Leverkühn ebenso wie Zeitblom ein 'être de papier' ist, daß sein Sein den Status der Allegorie hat und daß 'Doktor Faustus' einen heiklen, jene katastrophische Geschichtsmetaphysik als solche zu bezeichnen, in deren Licht das kleinbürgerlich-ästhetizistische Deutschland seinen Ruin und die Anstrengungen, ihm zu widerstehen, sich zurechtlegt. Der eigentliche Held des Romans ist also die deutsche Ideologie selbst; man täte – aus Gründen der Erzählstruktur seines Werks – dem Verfasser Unrecht, wenn man ihm [...] unterstellen wollte, er benutzte das dämonisierende und faustisch eingefärbte Deutschland-Bild [...] als eine positive Quelle der Geschichtsdeutung. Im Gegenteil wird diese Deutung [...] zum Thema seiner Reflexion.“<sup>37</sup>

Übrigens war Manfred Frank nicht der erste, von dem die als prädestiniert zu verstehende Geschichtsreflexion des Romans generell in Frage gestellt worden ist. Vor Jahrzehnten schon, im „Sonderheft Thomas Mann“ der Zeitschrift „Sinn und Form“ brachte Stanislaw Lem seine elementare Kritik am „Doktor Faustus“ auf den Punkt, daß 'das Böse' des Nationalsozialismus nicht über den Mythos vom Teufelspakt begriffen werden kann. „Wir fragen nur danach,“ – so Lem – „ob der dem Mythos entnommene faustische Singularismus als eine repräsentative Relation für eine bestimmte, völlig konkrete Epoche in der Geschichte eines Volkes anerkannt werden kann. Die Antwort hierauf ist negativ.“<sup>38</sup> Warum? – „Der Begriff des Mephisto hat seine Implikationen, die durch die kulturelle Tradition bedingt sind. Das ist vor allem das *vernünftige*, ja sogar das *kluge* Böse; zweitens das 'personalistische' Böse, weil es den Menschen als Individuum angreift [...] Das 'Böse' des Faschismus nun ist [...] nicht 'personalistisch'“<sup>39</sup>. Lem geht sogar soweit, daß er dem Roman das Recht abspricht, als Deutschland-Roman bestimmt zu

<sup>37</sup> Manfred Frank: „Kaum das Urthema wechselnd“, S. 15.

<sup>38</sup> Stanislaw Lem: Über das Modellieren der Wirklichkeit im Werk von Thomas Mann. In: Sinn und Form. Sonderheft Thomas Mann 1965, S. 171.

<sup>39</sup> Ebd., S. 174.

werden: "Der Teufel des Faschismus, das ist eine große, furchtbare Folge von trivialen und kleinen Ursachen, das ist eine lawinenartige Reaktion, ausgelöst durch den gesellschaftliche Verfall. Somit schweigt also der 'Doktor Faustus' über das Deutschland während einer Hälfte unseres Jahrhunderts. Er erzählt die bedeutsame Geschichte eines bestimmten Künstlers, der das seltene Glück hatte, eine Tragödie zu erleben."<sup>40</sup>

Keineswegs jedoch sollte dem *Doktor Faustus* das Prädikat des Epochenromans abgesprochen werden. Es ist einer im Sinne eines detailfreudigen, weitgefächerten Epochenromans im Bereich der vielen Motivstränge und Episoden, mit denen ja Zeitblom keineswegs spart. Und so wundert es kaum, daß in der Mann-Forschung am zeitgeschichtlich Substantiellen des Romans kaum gezweifelt worden ist. Bis auf den heutigen Tag erscheinen Untersuchungen, die thesenhaft – nach dem Muster „Thomas Manns 'Doktor Faustus' als zeitgeschichtlicher Roman“<sup>41</sup> – betitelt sind. Nicht alle Forscher stehen jedoch vorbehaltlos zu dieser Lesart. So schränkt Paul Gerhard Klussmann die Textsorten-Zuordnung des „Doktor Faustus“ als die eines Zeitromans entschieden ein, indem er ausschließlich in den „rein autobiographischen Partien des fiktiven Ich-Erzählers“ den „Zeitroman im Sinne eines Gegenwartsromans“<sup>42</sup> zu erblicken meint. Das Konzept eines derartig auf die Zeitereignisse beschränkten Zeitromans meint auch Helmut Koopmann akzeptieren zu dürfen. Im Kapitel über die Erzählsituation des *Doktor Faustus* des Thomas-Mann-Handbuches wird der Gedanke verallgemeinernd aufgegriffen, der für den geschichtsphilosophischen Finalsatz von der „Prädestination des Dämonischen“ zentral ist. Zeitblom wird gedacht sowohl als Chronist der „privaten“ als auch der „nationalen Tragödie“: „Das freilich machte die Erzählung vom längst vollzogenen Untergang eines Einzelnen wiederum zur bedrängenden, bedrückenden Gegenwartsgeschichte: die Zeitereignisse, von 1943 an erzählt, wiederholten jene Privattragödie im großen Stil, und so demonstrierte der Erzähler, in welcher außerordentlichen Weise jene Krankheits- und Untergangsgeschichte, die Leverkühn zugehörte, am Ende identisch war mit der Untergangsgeschichte Deutschlands: war diese ein historischer Bericht, so wurde der Roman durch jene Identität zum Zeitroman: der Untergang Deutschlands vollzog sich hier, nicht nur auf den Schlachtfeldern Europas. Und er vollzog sich in dem Augenblick, in dem Zeitblom sein Buch über Adrian Leverkühn mit der Schilderung seines Endes abschloß.“<sup>43</sup>

Die Forschung sorgt immer wieder für Überraschungen. So hat Rolf Tiedemann jüngst beweisen können, daß selbst bei der Ausformulierung der Sätze von der 'Zurücknahme' Thomas Mann Adornos schriftliche Vorschläge fast wortwörtlich (!) übernommen hat. Adorno schrieb u.a. in seinen Vorschlägen: „Die Höllenfahrt

<sup>40</sup> Ebd., S. 175.

<sup>41</sup> Vgl. Helmut Wiegand: *Thomas Manns „Doktor Faustus“ als zeitgeschichtlicher Roman. Eine Studie über die historischen Dimensionen in Thomas Manns Spätwerk*, Frankfurt/M. 1982.

<sup>42</sup> Paul Gerhard Klussmann: *Thomas Manns „Doktor Faustus“ als Zeitroman*, S. 87.

<sup>43</sup> Helmut Koopmann: *Doktor Faustus...*, S. 486.

Fausti [...] ein zur höchsten rhythmischen Vielfalt stilisierter Galopp. (Nur Bläser und Continuo.) Der Schluß des Werkes rein orchestral, ein symphonischer Satz, in den der Chor allmählich übergeht. Gleichsam der umgekehrte Weg des Liedes an die Freude, wie denn Adrian es als seine Aufgabe betrachtet, die IX. Symphonie zurückzunehmen, weil es ja doch 'nicht sein soll'.<sup>44</sup> Es scheint als ob in diesem Fall das 'Autorenpaar Adorno-Mann' wie eine Gm[geschichtsphilosophisch]bH wirken konnte.

Es sollte also doch noch 'sein sollen'! Die 'Zurücknahme der Zurücknahme' demonstrierte ja – wie eingangs erwähnt – schon recht überzeugend Kurt Masur. Aber es sollte noch ärger, noch grotesker kommen. Es war Daniel Barenboim, der am 26. Oktober 1996, also runde sechs Jahre später, nach dem Setzen der Richtkrone auf das 22-geschossige Renzo-Piano-Gebäude am Potsdamer Platz, im Auftrag des Großkapitals die Baukräne tanzen ließ, versteht sich nach den Tönen der Neuten, der „Ode an die Freude“. Auch das also eine 'Zurücknahme der Zurücknahme', eine zweite?! – Ach Du mein armer Verfasser des *Doktor Faustus*; wo bleiben nun deine geschichts- und kulturpessimistische Prophezeiungen?

\*\*\*

All diesen Fragen nach der (nicht nur narratologischen) Inkohärenz könnte man ausweichen, indem man dem diskursiven Spiel im Sinne von Bachtins Vorstellung von der Dialogizität bzw. Polyphonie des Erzählwerkes folgt.<sup>45</sup> 'Zeitbloms' (d.i. des Verfassers) Spaß am Narrenspiel mit dem an monologischer Erzählweise geschulten Leser liefert dafür eine Unmenge an Argumenten. Zeitblom treibt nämlich sein Spiel selbst mit den narrativen Konventionen von Biographie und Roman. Einerseits wird der Leser immer wieder daran erinnert, daß es sich um eine Biographie handelt, andererseits jedoch fallen vage Andeutungen über den fiktionalen Charakter des Erzählten. So ist einerseits die Rede von „dieser ersten und gewiß sehr vorläufigen Biographie“ (S. 9), vom „biographischen Unternehmen“ (S. 41) oder auch von der „Biographische(n) Rechenschaft“ (S. 152), andererseits aber auch davon, daß Zeitblom im Begriffe sei, „eine Figur“ in seine „Erzählung einzuführen, wie ein Romanverfasser sie seinen Lesern niemals bieten dürfte, da Unsichtbarkeit in offenbarem Widerspruch zu den Bedingungen des Künstlerischen und also auch der Romanerzählung steht.“ (S. 523) Der Schluß ist also nicht unberechtigt, daß Leverkühns Biographie nach den Regeln des antiquierten Altphilologen Zeitblom erzählerisch gestaltet worden ist, und daß diese 'Brechung' der Geschichte für die endgültige Aussage des Romans von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung sein könnte.

<sup>44</sup> Rolf Tiedemann: „Mitdichtende Einfühlung“. Adornos Beiträge zum „Doktor Faustus“ – noch einmal. In: Frankfurter Adorno Blätter I. München 1992. S. 26.

<sup>45</sup> Zu bedenken wäre allerdings, daß Bachtin das Kriterium des Dialogischen kaum an der Dialogführung eines Ich-Erzählers mißt!

Auf raffinierte Weise wird dem Erzähler in solchen Situationen vorzugehen 'erlaubt', in welchen er seine Schwäche, seine Vergeßlichkeit demonstriert. Zwei Belege von weit über dreißig seien hier angeführt: „Ich lege vor dem Leser einen Beweis meiner Ehrlichkeit ab, indem ich der Vermutung Raum gebe“ (S. 47); „Er reiste allein, und es ist nicht mit Sicherheit zu bezeugen, ob er sein angebliches Vorhaben ausführte.“ (S. 207)

Zeitbloms relativierende Einwände betreffen den Bereich der Introspektion. Indem er die absolute Glaubwürdigkeit seiner Einsichten bzw. Bewertungen selbst einschränkt („vielleicht“, „es mag sein“, „wohl“, „es schien mir“, „ich zweifelte (nicht)“, „ich vermutete“), liefert er Beweise seiner Aufrichtigkeit. Untersucht man die in ihrem Aussagewert subjektiv relativierten Sätze, so fällt auf, daß es sich vor allem um Informationen handelt, welche von einer nichtigen, für die zentrale Problematik des Romans zweitrangigen Bedeutung sind. Zeitblom handelt aber auch diametral entgegengesetzt, er läßt in bestimmten Situationen sein persönliches Urteil über eine bestimmte Angelegenheit als ausreichendes Kriterium der Glaubwürdigkeit gefällter Urteile gelten. So beteuert er u.a.: „Ich bin [...] überzeugt, „ich kann es dem Leser versichern“, „soviel ist gewiß“.

In Anspruch genommen wird Zeitbloms Redlichkeit und Glaubwürdigkeit sowie sein 'ausgezeichnetes Gedächtnis'. Auf eine besonders auffällige Weise geschieht dies in weit über dreißig Gesprächsszenen, in szenischen Einlagen also. Es sind vor allem Gespräche mit Leverkühn, die Zeitblom (fast wortwörtlich) rekonstruiert. Darunter auch solche, an denen er persönlich teilgenommen hat. Nach der Poetik einer Ich-Erzählung ist dies legitim. Zugleich aber fehlt es nicht an in direkter Rede gehaltenen Gesprächsszenen, an denen er nicht imstande war teilzunehmen. Dem Erzählstatus nach sind es demnach keine erinnernden Rekonstruktionen, sondern Schöpfungen, wie sie dem auktorialen Erzähler 'zustehen'. Zeitblom treibt also 'bewußt' ein Spiel mit der Konvention einer romanhaften Biographie. Im Zusammenhang mit einer Charakteristik von Ines Institoris heißt es beispielsweise: „Dies ist kein Roman, bei dessen Komposition der Autor die Herzen seiner Personagen dem Leser indirekt, durch szenische Darstellung erschließt. Als biographischem Erzähler steht es mir durchaus zu, die Dinge unmittelbar bei Namen zu nennen und einfach seelische Tatsachen zu konstatieren“ (S. 397). Dieses Fragment ließe sich zugleich auch als ein versteckter Hinweis auf den hybriden Bau der erzählten Geschichte, auf die Befolgung biographisch-romanhafter Konventionen durch Zeitblom verstehen.

Zeitbloms Sinnstiftung in Sachen Leverkühn-Biographie ist insbesondere dort von schwerwiegender Bedeutung, wo Atmosphärisches zu Worte kommt. Es verblüfft, welche tiefe Kluft zwischen seiner behutsamen, um Neutralität bemühten Feststellung von Begebenheiten, und einer ganz offenen, parteilichen Wertung bestehen kann. Zeitblom, der fast jede Feststellung über Leverkühn durch Vorbehalte relativiert und absichert, liefert andererseits eine einseitige, dem Tonsetzer und dessen Werk ungerechte Einschätzung. Er sieht sich dazu befugt, die Welt 'seiner'

Biographie einer Neuordnung zu unterwerfen. In Dutzenden von Erzählsegmenten baut Zeitblom, einem narrativen Demiurgen ähnlich, die atmosphärisch unheimliche und fatalistisch prädestinierte Biographie von Leverkühn auf. Der auf Leverkühn bezogene Begriff der Prädestination ist übrigens nicht mein Einfall. Eingeführt worden ist er schon in der Phase der frühen Rezeption von Curt Hohoff und Wilhelm Grenzmann<sup>46</sup>. Auch in der späteren Forschung wird er als referentielle Kategorie eingesetzt<sup>47</sup>.

Es sind sowohl wertende als auch eine dämonische Stimmung erweckende Wertungen, die das Leben des Tonsetzers als (in diesem konkreten Fall) zum Untergang vorherbestimmtes zeigen.<sup>48</sup> Einige Beispiele wertender und Stimmung hervorrufender Aussagen seien genannt:

- Zu Adrians Stallwärme: „Ich schwieg betroffen“ (S. 96)
- „Erschüttert aber war ich, mehr noch, ich war außer mir. Meine Wut über den obszönen Streich des Gose-Schleppfuß hatte keine Grenzen“ (S. 197)
- Zu Adrians Äußerungen nach Kretzschmars vierter Lesung: „Bei einem so jungen Menschen wie Adrian es damals war, hat [...] diese Haltung etwas Ängstiges und Vermessenes und ist danach angetan, Sorge um sein Seelenheil einzuflößen.“ (S. 95)
- „Mit geheimem Widerwillen, ein unvernünftiges Grauen bekämpfend, muß ich nun berichten, daß die zweite Wahl, die er traf, unter einem verwandten Unheilsterne stand.“ (S. 211)
- Der Erzähler Zeitblom spricht von „dem leisen und kühlen Schauer von Beklemmung, schmerzlichen Unbeantwortetsein, der von seiner im wachsenden Maße schöpferischen Einsamkeit ausging“ (S. 419)

Zeitblom artikuliert seine Empfindungen für Leverkühn, sein Tun und Werk über einen Zuschreibungskatalog von Düsterteit, Unheimlichkeit und Zweideutigkeit. „Es entsteht der Eindruck eines zwar genuinen, aber doch unlauteren und nicht geheuren Lebens.“<sup>49</sup> Zahlreich sind die wörtlichen Attribuierungen und Wendungen, die eine einmalige Stimmung aufkommen lassen. Die Reihe ist lang:

<sup>46</sup> Die Geistigkeit im Roman – so Hohoff – sei „vom Schrecken eines quälenden Prädestinationsglauben“ zersetzt. – Curt Hohoff: Der Faust-Toman von Thomas Mann. In: Rheinischer Merkur, Nr. 36, 1948. S. 10; „Leverkühn erscheint von Anfang an als ein dämonischer Ausgesonderter, ein dämonisch bevorzugter – teuflisches Gegenbild göttlicher Gnadenwahl.“ – Wilhelm Grenzmann: Dichtung und Glaube. *Probleme und Gestalten der deutschen Gegenwartsliteratur*. Bonn 1950, S. 51.

<sup>47</sup> Vgl. u. a.: „Die Montage von Analogien auf dem Hintergrund eines Krankheitsprozesses erzeugt den Schein fataler Unausweichlichkeit. Das Moment der Freiheit in der Geschichte wird getilgt. [...] Das Geschehen, ein prädestinierter und allumfassender Schicksalszusammenhang, ist im Werk gespiegelt als totale Funktionalisierung aller seiner Elemente in ihrem Verhältnis zum Ganzen.“ – Horst Meixner: Thomas Manns „Doktor Faustus“. Zum Selbstverständnis des deutschen Spätbürgertums. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Jg. 16, 1972, S. 614.

<sup>48</sup> Zum Begriff der Prädestination selbst. Th. Mahlmann: Prädestination. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer, Basel 1989, Bd. 7, Sp. 1172 ff.

<sup>49</sup> Hubert Orłowski: *Prädestination des Dämonischen. Zur Frage des bürgerlichen Humanismus in Thomas Manns „Doktor Faustus“*, Poznań 1969, S. 93.



furchtbar, dunkel, fragwürdig, dämonisch, bemitleidenswert, erschütternd, merkwürdig, geheimnisvoll, besonderer, erniedrigend, unheimlich, vielsagend, sonderbar, eigentümlich, mehrdeutig, seltsam, schrecklich, ungeheuer, gräßlich, das Dämonische, Beklemmung, das Beklemmende, das Widervernünftige, das Ängstigende, das Vermessene, das Unermeßliche, Erregung, Sonderbares, Schauer, Schrecken, das Erregende, Grausamkeit, Verzweiflung...

Übrigens thematisiert Thomas Mann selbst in direktem Kommentar die Unheimlichkeit um und in Leverkühns Vita. Immer wieder beteuert er in seinen Briefen, daß es eine „dämonische und arge Geschichte“ (an Jonas Lesser, 13.12.1943; an Pavel Eisner, 5.8.1946)<sup>50</sup> bzw. eine „unheimliche Musiker-Biographie“ (an Käte Hamburger, 3.10.1944)<sup>51</sup> ist. Ursprünglich sollte der Roman den Titel „Doktor Faust. Das seltsame Leben Adrian Leverkühns erzählt von einem Freunde“<sup>52</sup> (an Agnes E. Meyer, 18.6.1943) tragen.

Im Roman macht sich ein Hauch des Dämonischen breit. Betroffen davon sind Leverkühn selbst, die Umstände, die ihn umgeben sowie sein Werk. Als Ich-Erzähler ist Zeitblom selbstverständlich dazu ‚berechtigt, eine derartige Atmosphäre auszubreiten. Er durchbricht jedoch dieses Anrecht in jenen Lagen, in denen er sich als auktorialer Erzähler ‚aufspielt‘, in denen er also die Rolle (samt deren Verpflichtungen sowie Privilegien) eines auktorialen Erzählers übernimmt. Seine Narration enthält Berichte bzw. szenische Darstellungen solcher Ereignisse, denen der Biograph selbst nicht beiwohnte und über die er von niemandem hat etwas erfahren können. Außerdem erlaubt sich der Erzähler „sehr tiefe Einblicke in die Welt der inneren Regungen der Helden“<sup>53</sup> zu liefern. Zeitblom praktiziert sogar hier und dort Point-of-view-Techniken unter den Bedingungen raffinierter auktorialer Erzählsituation, so u.a. in der in oratio recta wiedergegebenen Szene von der Ankunft der Geschwister auf dem Hof. (S. 616 ff.)

Es kommt also zur ‚Überschreitung‘ der Kompetenzen des Ich-Erzählers, in Richtung ‚Bevollmächtigung‘ einer transzendenten Erzählmacht. Die narrative Nonchalance dem Leser gegenüber wird sogar expressis verbis zum Ausdruck gebracht, nämlich in der Einleitung zum VIII. Kapitel: „Bei meiner Darstellung, meinen Berichten möge der Leser nicht fragen, woher denn das einzelne mir so genau bekannt ist, da ich ja nicht immer dabei, dem verewigten Helden dieser Biographie nicht immer zur Seite war.“ (S. 201). Verwandt klingen die einleitenden Sätze über das Gespräch in Pfeiffering (XLI. Kapitel): „Was nur zwei Tage nach dem geschilderten [...] mir denkwürdigen Ausfluge zwischen Adrian und Rudi Schwerdtfeger sich abspielte – ich weiß es, und möge man zehnmal den Einwand erheben, ich könnte es nicht wissen, da ich nicht ‚dabei gewesen‘ sei. Nein, ich war nicht dabei. Aber heute ist seelische Tatsache, daß ich dabeigewesen bin, denn wer

<sup>50</sup> Thomas Mann: *Selbstkommentare*, S. 19, 81.

<sup>51</sup> Ebd., S. 35.

<sup>52</sup> Ebd., S. 12.

<sup>53</sup> Hubert Orłowski: *Prädestination des Dämonischen*, S. 97.

eine Geschichte erlebt und wieder durchlebt hat, wie ich diese hier, den macht seine furchtbare Intimität mit ihr zum Augen- und Ohrenzeugen auch ihrer verborgenen Phase." (S. 581)

Ein weiteres Beispiel von Demonstration erzählerischer 'Allmacht' bietet Zeitbloms Kommentar zur Unterredung Schwerdtfeger-Marie Godeau: „Zweifelt irgend jemand, daß ich, was zwischen Rudolf und Marie Godeau sich abspielte, in derselben Wörtlichkeit wiedergeben könnte wie das Gespräch in Pfeiffering? Zweifelt jemand, daß ich 'dabeigewesen' bin? Ich denke nicht. Aber ich denke auch, ein genaues Ausbreiten des Vorganges ist für niemanden erforderlich, oder nur wünschbar." (S. 592) Seine „Seelenkenntnisse" demonstriert Zeitblom in einer langen Reihe von Szenendarstellungen, u.a. in Leverkusins Haltung zum „Opferfest der Magdschaft" seiner Schwester (S. 251), seine Eindrücke bei dem Besuch des Schweigstill-Hofes (S. 283), sein Verhältnis gegenüber Baron Riedesel und Breisacher (S. 374 f.). Diese kreative Geschicklichkeit wird laufend unterbrochen durch Beteuerungen seiner Glaubwürdigkeit und Redlichkeit in Sachen zweitrangiger Angelegenheiten.

Thomas Mann ließ Zeitblom zwei erzählerische Tricks meisterhaft beherrschen: den Bluff und den Gegenbluff. Narrativer Bluff findet statt, wenn Zeitblom davon erzählt, was ihm nicht bekannt sein kann. Gegenbluff wiederum wird dann praktiziert, wenn sich der Biograph als übervorsichtiger Erzähler 'aufspielt' und „seine eingeschränkte Ich-Erzähler-Perspektive 'zelebriert'. Er kokettiert den Leser mit seiner Superkorrektheit und Ehrlichkeit als Erzähler."<sup>54</sup> Dem Publizisten Walter Boehlich gingen Zeitbloms „Riesenmanierismen" schon vor Jahren auf die Nerven: „Die Selbstkommentierung ist einer der unangenehmsten Züge des Buches. Denn sogar Tadel gewinnt die Bedeutung von Selbstlob, wenn er in solcher Art ausgesprochen wird. Jede Bemerkung Zeitbloms über seinen Stil, seine Wortwahl, seine Kompositionsprinzipien legt dem Leser nur immer wieder nahe, an eine Bedeutung, einen tieferen Sinn zu glauben [...] Zeitblom ist so überlegen, daß er stets weiß, was falsch ist"<sup>55</sup>.

Solche als auch verwandte Fragen nach der (nicht nur narratologischen) Inkohärenz des Werkes ließen sich wohl – wie erwähnt – nur unter einer Bedingung zur Seite schieben: wenn das diskursive Interpretationsspiel an Bachtins 'Dialogizitätstheorie' orientiert wäre. Mit dieser Konzeptualisierung allerdings würde man mit keinem Schritt der zentralen Frage nach Thomas Manns *expressis verbis* demonstrierten Selbstinterpretation als auch der Aporie der (nicht nur von der 'nichtakademischen Rezeption' realisierten) Interpretation des *Doktor Faustus* als einer geschichtsphilosophischen Parabel näherkommen. In der jüngsten Forschung scheint man sich dieses Dilemmas immer schmerzhafter bewußt zu werden. So tadelt z.B. Volker Wehdekind in seinem Text über „Thomas Mann als Projektionsfigur für

<sup>54</sup> Ebd., S. 107.

<sup>55</sup> Walter Boehlich: Thomas Manns „Doktor Faustus". In: Merkur, H. 4, 1948, S. 599 f.



die im Land gebliebenen Nichtfaschisten" den Faustusroman als ein mißlungenes Werk: „Der lange Abstand des Exils und die Enthüllungen aus den KZs führten zur Vision eines dem 'Bösen' verfallenen, zur Person amalgamierten Deutschland, das, ähnlich der Leverkühn-Figur seines faustischen Entwicklungsromans, der Krankheit im Teufelspakt verfiel."<sup>56</sup> In der breite(re)n Öffentlichkeit hingegen fehlt es nicht an kryptischer Beweihräucherung der Idee des Teufelspaktes. So wurde jüngst die von der Redaktion der „Welt" gestartete Serie über Bücher, die das Jahrhundert verändert haben sollen, mit einem emphatischen Beitrag über den *Doktor Faustus* eingeleitet. Der Roman, so der Autor Tilman Krause, sei als Abschied vom „deutschen Sonderbewußtsein"<sup>57</sup> zu verstehen. Im Prinzip ja; allerdings nur unter strikter Beibehaltung von Grenzwerten für die Ich-Erzählung.

---

<sup>56</sup> Volker Wehdeking: Zwischen Exil und 'vorgeschobenen Posten' der Kulturnation. Thomas Mann als Projektionsfigur für die im Land gebliebenen Nichtfaschisten. In: *Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus*, hg. von Günther Rüter, Paderborn München Wien 1997, S. 147.

<sup>57</sup> Tilman Krause: Abschied von „deutscher Sonderart". In: *Die Welt*, Nr. 3, 1999,

